

Die schwulste Metropole am Mittelmeer

Israel hat schon lange eine enge Verbindung zum Eurovision Song Contest. Und zu keiner Stadt passt der Wettbewerb so gut wie zu Tel Aviv, wo er als queere Familienshow gefeiert wird



Der Jubel in Israel war groß, als Netta Barzilai 2018 beim ESC in Lissabon gewann
Foto: Vyacheslav Prokofyev/Itar-Tass/imagoe

Von Jan Feddersen

Mag der Eurovision Song Contest Samstag in einer Woche in Israel auch von der Regierung Benjamin Netanjahus zu einer unziemlichen Werbung für dieses nahöstliche Land genutzt werden: In Tel Aviv ist die queere Familienshow das ersehnte Festival – eine Art vorgelegter CSD mit heterosexuellen Freund*innen und mit europäischen Gästen.

Dass es überhaupt die erst gut 100 Jahre junge Stadt wurde, dass die Wahl auf die queerste, besser: schwulste Metropole

am Mittelmeer fiel, hat sendetechnische, freilich auch religiöse Gründe. In Jerusalem gab es keine technisch perfekt ausgestattete Hallenarena, außerdem nicht genügend Herbergskapazität für geschätzt 20.000 Besucher*innen aus 50 Ländern – aber obendrein wäre die Hauptstadt Israels auch atmosphärisch nicht die perfekte Pointe nach dem Sieg der hippen Netta Barzilai im vorigen Jahr beim ESC in Lissabon.

Netta wuchs künstlerisch schließlich in den coolen Clubs von Tel Aviv auf, hier setzte sie ihren Fight for Diversity an,

hier durfte sie die sein, die sie ist: eine körperlich nicht Heidi-Klum-artigen Maßen entsprechende Person. Tel Aviv hatte außerdem den Vorteil, dass man beim jüdischen „Sonntag“, dem Schabbath, der von Freitagabend bis zum Einbruch der Dunkelheit am Samstag dauert, nicht so genau hinsieht. Es darf in der ESC-Halle geprobt werden, und keine orthodoxen Religionswächter werden vor Wut zu Steinewerfern.

Wobei: Israel, bis in die religiösen Sphären hinein, würde für den ESC so gut wie alle Gesetze suspendieren. Seit 1973

nimmt das Land teil, das war im Frühjahr nach dem Olympiamassaker palästinensischer Terrorist*innen auf die israelische Sportler*innen in München. Das Land war in seiner Nachbarschaft isoliert und suchte mehr denn je Kontakt zum europäischen Kontinent. Ilanit, in Deutschland eine bekannte Schlagerfigur, war die erste israelische ESC-Chanteuse. Ihr Lied gewann zwar nicht, aber man erkannte in den eurovisionären Bemühungen des öffentlich-rechtlichen Senders IBA sehr starken Ehrgeiz: Man wollte mitmachen, aber nicht, um Letzter zu werden, sondern um zu gewinnen.

Der erste Triumph gelang 1978 in Paris mit Izhar Cohen und einer Tanzformation: „A-Ba-Ni-Bi“ war ein Lied im damals modernen Discorhythmus – das Land taumelte im Glück, als dem Sohn jemitischer Einwanderer gelang, die europäische Konkurrenz hinter sich zu lassen. Im Jahr da-

rauf gewann Gali Atari & Milk and Honey mit dem bis heute bekannten Klassiker „Hallelujah“. Dieser ESC fand erstmals in Jerusalem statt, wie auch der von 1999, nachdem Dana International gewonnen hatte.

Das waren damals, 20 Jahre ist das her, noch andere Verhältnisse. Mit Dana International, einer Trans*person, die mit dem Lied „Diva“ dem ESC zeitgenössischen Glamour verpasste und zur Belohnung des Publikums beim Siegesvortrag 1998 das designte Buntfedergesteck Jean-Paul Gaultiers trug und jede Menge Applaus erntete, konnte es sich damals locker leisten, noch auf der Bühne von Birmingham ihren Sieg allen Queers in der Welt zu widmen und ihrem Land als Ge-

schenk zum 40. Geburtstag der Staatsgründung zu unterbreiten. Sie wurde in Tel Aviv bei der Rückkehr wie eine Königin aller israelischen Herzen empfangen. Jerusalem als Austragungsort des ESC war im Jahr danach unstrittig, noch hielt man auf palästinensischer wie israelischer Seite eine Zweistaatenlösung für eine reale Vision, und möglich war auch, dass einige Fans die Reise zum Grand Final mieden, weil sie viel zu katholisch von Raumschiffen fantasierten, die es beim ESC zum Jüngsten Gericht kommen lassen würden.

Nichts davon passierte, weder kam es zur Apokalypse noch mobilisierte eine Dämonisierungskampagne namens BDS gegen Israel und suggerierte, das Land sei schlimmer als jedes andere in der Welt. Jerusalem war in vie-

len Gebieten schon ultrareligiös, ein Partyleben gab es nur im Underground. Aber ein ESC ohne Partys bis in die tiefen Nächte ist ja kaum noch denkbar. Israel ist dafür der richtige Platz, sagt das Tel-Aviv-Marketing.

Deutschland war übrigens beim ESC sowohl 1999 als auch 1979 dabei, vor 40 Jahren mit dem Song „Dschinghis Khan“. Alle deutsche Kulturwelt schämte sich, weil Komponist Ralph Siegel einen solche Eroberungshaften und sexistischen Titel erschuf. Da half ihm in den hiesigen Medien auch nicht, dass es ihm ein persönliches Anliegen war, dass die deutsche Delegation die Gedenkstätte in Jad Vaschem besucht. Der Titel von damals ist bis heute in Israel eines der beliebtesten deutschen Poplieder geblieben.

Vorjahressiegerin Netta wuchs künstlerisch in den coolen Clubs von Tel Aviv auf

rauf gewann Gali Atari & Milk and Honey mit dem bis heute bekannten Klassiker „Hallelujah“. Dieser ESC fand erstmals in Jerusalem statt, wie auch der von 1999, nachdem Dana International gewonnen hatte.

Das waren damals, 20 Jahre ist das her, noch andere Verhältnisse. Mit Dana International, einer Trans*person, die mit dem Lied „Diva“ dem ESC zeitgenössischen Glamour verpasste und zur Belohnung des Publikums beim Siegesvortrag 1998 das designte Buntfedergesteck Jean-Paul Gaultiers trug und jede Menge Applaus erntete, konnte es sich damals locker leisten, noch auf der Bühne von Birmingham ihren Sieg allen Queers in der Welt zu widmen und ihrem Land als Ge-

Die Show ist wichtiger als die Lieder

Interview mit dem Jazzsänger Salvador Sobral, der 2017 Portugals erster Eurovisions-Gewinner wurde

taz: Erstaunlich, dass einer wie Sie, Jazzer, zum Eurovision Song Contest fand. Hatten Sie, als Sie 2017 zum ESC reisten, irgendeine Ahnung, was da auf Sie zukommt?

Salvador Sobral: Nein. Und ich vermute, das war unser Geheimnis: nicht über das Gewinnen nachgedacht zu haben. Ich kam ja erst später nach Kiew. Meine Ärzte erlaubten mir erst wenige Tage vor dem ESC überhaupt, dorthin zu fliegen. Mein Herz war krank, mein Bauch war voll Wasser, deshalb trug ich weite Shirts.

Waren Sie nervös?

Nein, nicht im Sinne einer Unruhe, die man sich selbst nicht erklären kann. Ich war immer überzeugt von unserem Lied und von meinem Auftritt. Ich war nur geschockt, als ich in Kiew ankam. Alles war so groß, so technisch, so maschinell. Ich hasse Stress – aber kaum war ich aus dem Flugzeug gestiegen, hieß es, komm, komm ganz schnell, gleich ist der rote Teppich. Alles ging: boom. Vorher war ich ein Jazzmusiker, plötzlich war ein roter Teppich zu begehnen.

Und als dann die Tage von Kiew vergingen?

Da wurde es etwas besser. Ich hatte nicht damit gerechnet, niemals in meinem Leben, so bewundert zu werden – nicht eine Sekunde.

Und während der Proben?

Meine Schwester Luísa war an meiner Seite. Sie sagte nur: „Wir haben eine Mission mit unserem Lied.“ Ich sagte, ich habe keine Lust mehr, aber sie holte mich immer wieder runter. „Am Ende wird für mich – für uns – das Beste passieren“, so hat sie mich beruhigt.

Immerhin waren Sie in Kiew einer der Favoriten. Hat das Ihre Unruhe gesteigert?

Ja, man hat mir gesagt, dass ich als Favorit galt. Ich sagte nur: „Warum wetten sie auf mich? Wollen sie ihr Geld verlieren?“

Und was war neulich in der schwedischen Talkshow los, als Sie meinten, der ESC sei wie Prostitution?

Mit diesem Wort war das YouTube-Video der Show betitelt, aber meine Aussage wurde aus dem Kontext gerissen. Ich meinte es sarkastisch, aber nicht ernsthaft. Manchmal verstehen die Leute meinen Humor nicht.

Wir möchten Ihren Humor gern verstehen, bitte.

Ich meinte nicht die Lieder, sondern die Show – dieses Grelle. Jeder kann auf der Bühne machen, was er oder sie will. Aber es gibt Musik, die mich berührt, andere, die mich kalt lässt. Beim ESC geht es mehr um die Show als um die Lieder.

Aber Sie haben mit Ihrem unkonventionellen Lied „Amor pelos dois“ – „Liebe für zwei“ – gewonnen.

Gewonnen habe ich, weil ich anders war als die anderen. Ich bin kein Fundamentalist, der anderen vorschreibt, was sie tun dürfen. Die Leute mochten mein Lied, weil es sie berührte und sie seine Wahrhaftigkeit spürten.

Die auch Netta Barzilai verkörperte, die israelische Siegerin von Lissabon, oder?

Auch sie war anders als die anderen, aber ihre Musik ist nicht meine. **Sie mochte Ihr Lied.**

Das ehrt mich, aber mir geht ein Lied wie „Toy“ von Netta nicht nah. Aber das heißt nur, dass das für mich gilt, anderen hat es ja am besten gefallen.

Würden Sie wieder bei einem ESC auftreten?

Nein, auf keinen Fall. Wäre ich dieses Jahr in Palästina dabei ...

Sie sagen Palästina – nicht Israel? Würde ich dieses Jahr mitmachen, würde ich ein T-Shirt mit der Aufschrift „Free Palastine“ tragen.

Politisches ist ja beim ESC im direkten Sinne verboten, wenngleich in Israel auch für diese Parole Meinungsfreiheit gilt, oder?

Ich werde nicht dorthin reisen, die Zeit ist vorbei. (Interview: jaf)



Foto: Ana Paganini

Salvador Sobral
29, Spross einer adligen Familie Portugals, geboren und aufgewachsen in Lissabon, vom Selbstverständnis her kein Pop-Musiker, sondern im Jazz beheimatet. 2017 gewann er den 62. ESC in Kiew. Es war der erste Sieg für Portugal. Sobrals neueste Platte: „Paris, Lisboa“